

# Das Ende der Welt hat einen Wächter

Seit 38 Jahren harrt Alex am Tor vor dem Amman-Tempel aus, an der äussersten Spitze des indischen Subkontinents – mal auf der Südseite, mal auf der Nordseite. Abwechslung muss sein.

VON SAMUEL HERZOG (TEXT UND BILDER)

Das Ende der Welt ist strenggenommen zwar nur das Ende des indischen Subkontinents. Es fühlt sich aber doch wie ein Weltende an, zumal mein Auge südlich von Kanyakumari während dreier Tage nichts, gar nichts auf diesen quecksilberschweren Wassern entdecken kann – kein Fischerboot, keinen Vergnügungsdampfer, keine Jacht, die mit stolz geblähtem Segel Kap Comorin umrundet. Vielleicht schuldet sich diese Leere ja bloss dem Zufall. Vielleicht ist das meist trübe Wetter der Grund. Vielleicht produzieren das Arabische Meer, der Indische Ozean und der Golf von Bengalen, deren Wasser sich hier mischen sollen, auch gefährliche Strömungen. Oder gibt es gar Piraten in der Gegend?

Aber auch auf der Karte liegt Kanyakumari am Ende der Welt. Zieht man vom Kap eine vertikale Linie nach Süden, trifft der Stift nach gut 8000 Kilometern, ungefähr bei der australischen Davies Station, auf die Antarktis. Dazwischen ist, sieht man von ein paar absurden Inselchen ab wie La Roche Godon oder Heard, weit und breit nichts als Wasser.

## Jungfräulich, aber nicht sauber

Kaum erstaunlich also, ist das Kap seit Menschengedenken ein heiliger Ort, wie gemacht für Handlungen mit hoher Symbolik. Kein Wunder, sind alle Religionen und Sekten des Subkontinents hier mit Tempeln, Kirchen, Kapellen, Schreinen, Stelen, heiligen Hallen und Hütten präsent. Wenig überraschend auch, liess Mahatma Gandhi seine Asche von hier aus in die Winde der Geschichte streuen. Der kleine Altar, auf dem die Urne mit seinen sterblichen Überresten an den Tagen davor zur Schau gestellt wurde, steht heute im Zentrum eines Gebäudes im Stil der Hindu-Tempel in den Gliedstaaten Madhya Pradesh oder Orissa. Auf der Rückwand ein Zitat aus einem Brief des Anführers der indischen Unabhängigkeitsbewegung, verfasst im Januar 1937, elf Jahre vor seiner Ermordung: «Ich schreibe das am Kap, wo drei Wasser sich treffen und einen einzigartigen Anblick schaffen. Das ist hier keine Anlaufstelle für Schiffe [...], denn die Wasser um und um sind jungfräulich.»

Jungfräulich mögen sie auch heute noch sein, aber sauber sind sie nicht, wenigstens in Küstennähe nicht. Denn alle, die hierherkommen, scheinen etwas in diesen Wassern hinterlassen zu wollen:

ein altes T-Shirt, ein Picknick-Set aus Styropor, ein paar kaputte Plastik-Latschen, eine zerfledderte Reisetasche, einen Spielzeuglaster mit abgebrochener Führerkabine oder wenigstens eine Babywindel, die dann geisterhaft wie eine Meduse in der Brandung schwebt. Allerdings wollen alle, die hierherkommen, auch etwas mitnehmen, weshalb sich rund um das Kap eine kleine Stadt aus Geschäften, Buden und mobilen Ständen gebildet hat. Auf jedem Meter bekommt man von fliegenden Händlern etwas angeboten, Perlenketten, Sonnenbrillen und Postkarten meist. Frauen mit veritablen Zauberstäben lesen einem die Zukunft aus der Hand, Herren mit grossen Schnauzern und dem Gehabe von Spezialchirurgen lassen ihre Papageien einen Horoskopzettel ziehen. Besonders rührend ist ein altes Männchen, das mir seine verdorrte Hand entgegenstreckt, darin einzelne Ohrringe, glänzende Muscheln, farbige Steinchen und rote Herzen aus Plastik – lauter Fundstücke aus dem Ufersand.

Die verschiedensten Geschmäcker und Kaufkraftklassen wollen bedient sein, denn die Pilger strömen aus allen Teilen des Landes ans Kap. Man sieht Männer mit Turbanen und Frauen in der reich bestickten Tracht der Gujarati, helle Gesichter aus den Bergen und dunkle aus dem Süden, man hört Hindi, Marathi, Tamil, Telugu und knatterndes Kannada. Zwischen den Indern irden Europäer umher, viele sind mit ihren Brüdern und Schwestern aus dem Ashram unterwegs, in wehenden Tüchern, mit leuchtenden Augen. Die meisten Pilger reisen in Bussen an, schlafen, kochen, essen und waschen sich auf den grossen Parkplätzen, die sich dem Ufer entlang reihen. Diese Pilgerscharen, sieben Millionen waren es schon 2011, locken auch Bettler an, die alle möglichen Verwachsungen und Erkrankungen, Amputationen, Degenerationen und mentale Sonderentwicklungen zu kapitalisieren suchen – von den Fingerstümpfen bis zum Schaum vor dem Mund, vom Bartreisszwang bis zur Zunge, die sich nicht mehr in den Mund zurückziehen lässt. Dass eine Gemeinde von 20 000 Einwohnern so viele Versehrte hervorbringt, ist kaum anzunehmen – viele dürften als Gastbettler hergekommen sein.

Nicht so Alex, der am Tor vor dem Amman-Tempel sitzt, dem letzten Gebäude des Subkontinents. Er kam in der Gegend von Kanyakumari zur Welt,

unter fünf Kindern war er der einzige Knabe. Natürlich haben seine Eltern grosse Hoffnungen in ihn gesetzt, doch dann kamen die Fieberschübe, die ersten Lähmungen, die vermeintlichen Erholungen, die Rückschläge. In den frühen siebziger Jahren, als die Kinderlähmung in Europa bereits als praktisch ausgerottet galt, war sie in Indien noch gang und gäbe – vor allem in ländlichen Gebieten mit niedrigen Hygienestandards. Im Alter von sechs Jahren wurde Alex zum Betteln vor die Tempeltüre gesetzt. Das war vor 38 Jahren. Alex hat kluge, wache Augen und ein ruhiges, freundliches Gesicht, in dem ich keine Bitterkeit entdecken kann. Ich frage ihn, ob er noch irgendeine Erinnerung hat an diesen ersten Tag, an die ersten Wochen vor dem Tor. Er schiebt die Betelnuss von einer Seite seines leuchtend roten Mundraums in die andere, vorbei an den wenigen Zahnstümpfen, die wie graue Baumstrünke aus dem roten Saft- Meer ragen, schliesst den Mund, dann die Augen. Ja, die erste Münze, die er bekommen habe, das seien fünf Rupien gewesen: «Das war damals viel wert, ein Vermögen. Es war ein Engländer, der mir das Geld gegeben hat.»

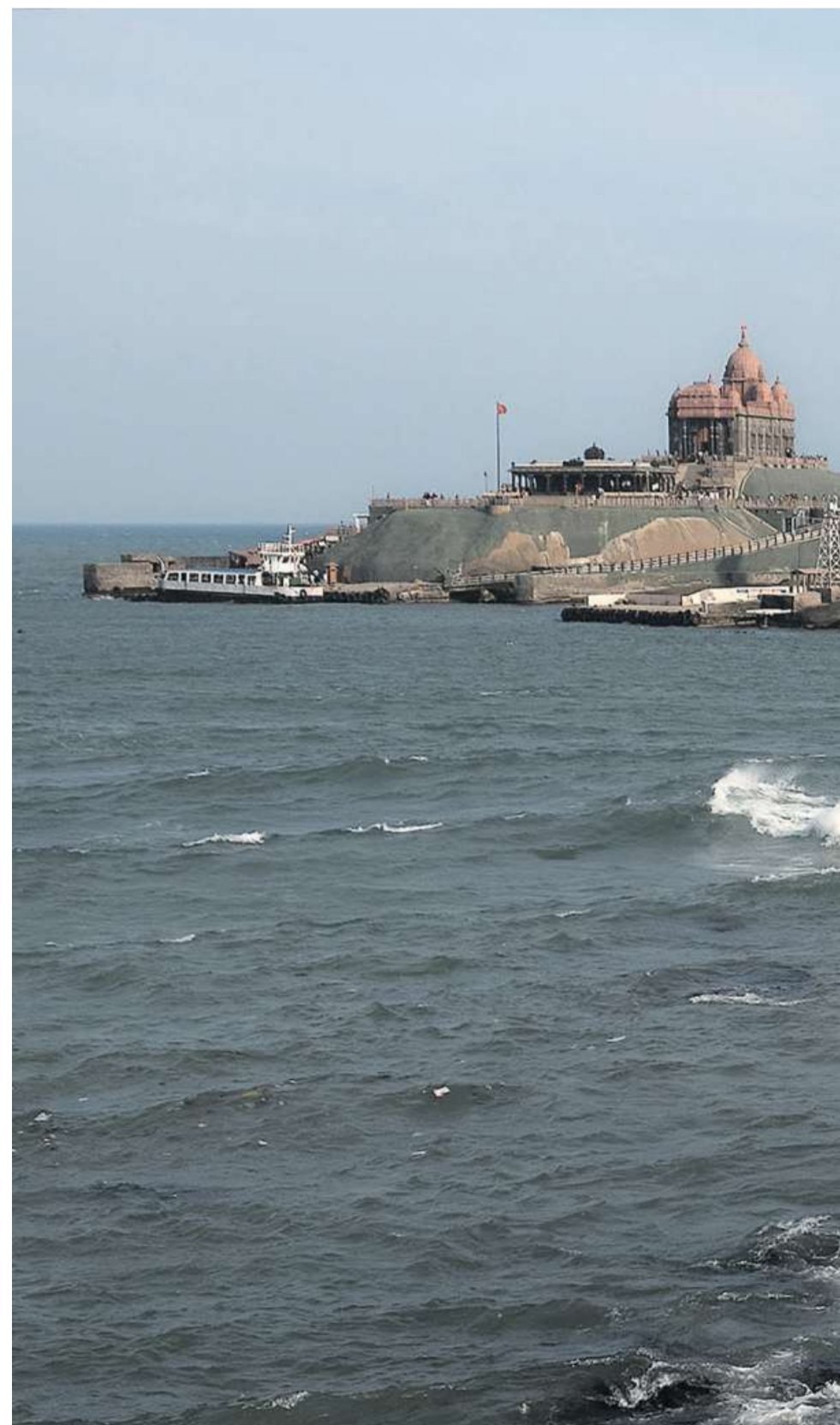
## Briefe aus aller Welt

Überhaupt seien die Europäer viel grosszügiger als die Inder, behauptet Alex und zieht das Kinn auf seine Brust herunter, was ein wenig trotzig wirkt: «Den Indern geht es immer nur ums Geld. Die Europäer sind gute Menschen.» Mit ihnen hat er auch Englisch gelernt, über die Jahre hinweg, immer ein bisschen mehr. Und einige sind seine Freunde geworden. Er holt ein Bündel Papier aus seiner Tasche und zeigt mir zerfledderte Briefe aus den Niederlanden, Grossbritannien, Singapur: «Dear Alex, I am very sorry to reply with so much delay...» Er selbst kann die Briefe an die Freunde nicht schreiben, das übernimmt eine seiner Schwestern für ihn, sie liest ihm die Grüsse aus der Welt auch vor. Alex war nie in einer Schule, seine Schwester schon.

Wie viel Geld denn an einem durchschnittlichen Tag zusammenkomme, will ich wissen. Zweihundert, dreihundert Rupien, antwortet Alex schnell, drei bis vier Franken. Aber über Geld will er nicht reden, macht eine verächtliche Handbewegung. In der kurzen Zeit, die ich ihn unbemerkt beim Betteln beob-



Im Alter von sechs Jahren wurde Alex zum Betteln vor die Tempeltüre gesetzt; seither ist er dort



Vor Kanyakumari liegen zwei kleine Felseninseln im Ozean. Auf der einen steht die Statue des



auf Posten. An einem durchschnittlichen Tag bringt er zweihundert, dreihundert Rupien zusammen: drei bis vier Franken.



tamilischen Poeten und Philosophen Tiruvalluvar (rechts), auf der anderen die Gedenkstätte für den Hindu-Philosophen Vivekananda.

achten kann, strecken ihm doch einige Passanten Zehnernoten hin – andere werfen Münzen in seine Richtung, die er geschickt auffängt, auch wenn mehrere gleichzeitig geflogen kommen. Es sind durchwegs Inder, die geben – und nach einer kurzen Hochrechnung bin ich mir gewiss, dass pro Tag mehr als dreihundert Rupien zusammenkommen müssen. So verdient er als Bettler sicher besser als in jedem Job, den er machen könnte – vielleicht sogar besser als ein Lehrer, der hier im Süden im Durchschnitt etwa sechshundert Rupien (neun Franken) pro Tag einnimmt. Allerdings muss Alex sicher auch etwas abgeben, an irgendjemanden, damit er hier sitzen darf.

Dass er, statt zu betteln, ja auch etwas verkaufen könnte, war offenbar nie eine Option für ihn. Das sollen ruhig die anderen tun, meint er und zeigt auf die jungen Händler, die uns neugierig umstehen – die lachen, und ich merke an der Art, wie sie es tun, dass Alex hier eine Respektsperson ist. Für das Foto bringt er seine kurzen, muskellosen Beine mit den klauenartig verkrümmten Füßen so in Position, dass es ganz natürlich aussieht. Er zieht sein sauberes Hemd gerade und presst die Lippen aufeinander. Er weiss, wie er wirken möchte.

Ob ich einen Kaffee wolle, fragt er mich plötzlich – und gibt einem jungen Schmuckverkäufer mit dem Kopf ein Zeichen, uns zwei Becherchen zu holen. Auch wenn sich massenweise Pilger an uns vorbeischieben, bin ich doch Gast in seinem Haus. Wenn der Tempel um neunzehn Uhr schliesst, dann schleppt sich Alex die Strasse hoch zu einem Raum, in dem er sich waschen kann. Danach isst er etwas in einer der Imbissbuden, am liebsten knusprige Dosa, eine Art Pfannkuchen, und schleppt sich wieder zum Tempel. Um zwanzig Uhr lässt der kleine *Fancy Store* unmittelbar ausserhalb des Tores seinen Rollladen herunter, dann legt sich Alex davor. «Um neun Uhr schlafe ich. Bis kurz vor sechs, dann sind schon wieder die ersten Pilger unterwegs, die den Sonnenaufgang sehen wollen.» Klar, dass Alex da auf seinem Posten ist.

Seit 38 Jahren wohnt und arbeitet Alex am selben Ort. Da muss er doch einige Veränderungen beobachtet haben. Doch Alex scheint mit der Frage nichts anfangen zu können. Ja, sagt er nur, 38 Jahre seien es nun. Ich versuche zu umschreiben, was ich von ihm wissen will, mache Beispiele, aber er versteht mich nicht. Vielleicht ist er so organisch, so selbstverständlich mit seiner Umgebung verbunden, dass sich da keine Fragen dazwischenschieben lassen. Ich insistiere, er schüttelt den Kopf, schluckt schwer, verfällt wie in eine Art Trance, dann platzt es plötzlich aus ihm hervor: Der Tsunami, das sei eine grosse Sache gewesen, «a big, big thing». Da sei hier alles unter Wasser gestanden. Die Polizei habe ihn geholt, in ein Tuktuk gesetzt und auf den Hügel gefahren. Der Tsunami habe das Haus seines Vaters 2004 zerstört, aber nicht das Haus seiner Mutter, zum Glück.

Alex kann oder will mir seine Geschichte dieses Ortes nicht erzählen – vielleicht, weil er sie nicht als eine Geschichte wahrnimmt. Oder denkt er, dass mich ja doch nur der Tsunami interessiert? Zum Abschied reicht er mir seine Hand, die muskulös wirkt und einen Film von Sand und kleinen Steinchen in meiner Handfläche hinterlässt. Natürlich, die Hände von Alex sind auch seine Füße – und es ist an mir, zu spüren, was er mir nicht erzählt ...

### Eine verzweifelte Reise

Drei Punkte, die offenlassen, wie es weitergeht. So läuft am Kap Comorin auch die feste Erde in den offenen Ozean aus. Der erste Punkt ist die Felsplatte mit dem Bhagavathy-Amman-Tempel, in dem eine Form von Devi verehrt wird – seit dreitausend Jahren, wie es heisst. Der zweite Punkt ist der Felsbrocken mit der kolossalen, mehr als 40 Meter hohen Statue des tamilischen Poeten und Philosophen Tiruvalluvar. Der dritte Punkt schliesslich ist die kleine Insel mit der 1970 errichteten Gedenkstätte für den Hindu-Philosophen Vivekananda, der hier lange meditiert haben soll. Grosse, plumpe Boote schippern die Pilgermassen von einer Jetty hinüber zu den Inseln. Sieht man vom Ufer aus den

## Mahatma Gandhi liess seine Asche von Kanyakumari aus in die Winde der Geschichte verstreuen.

überfüllten Kähnen nach, die sich ganz langsam durch die Brandung kämpfen, dann sieht das nicht nur gefährlich aus, sondern auch ein wenig so, als brächen die Pilger hier zu einer grossen, zu einer verzweifelten Reise auf.

Kurz bevor ich Kanyakumari verlasse, gehe ich noch einmal um das Kap herum. Auf den Stufen zu der Halle, die hinter dem Amman-Tempel liegt, hockt ein kleines, vielleicht vierjähriges Mädchen mit verkrümmten, kraftlosen Beinen. Es stopft sich alles in den Mund, was es auf den Treppenstufen findet: die Schale einer Wassermelone, Zigarettenstummel, Reste von Fischkadavern, Gummibänder, Zeitungspapier – zum Glück tropft das meiste sogleich wieder aus seinem Mund, eingehüllt in einen dicken Speichelfaden. Seine Augen blicken wirr, und es gibt Geräusche von sich, die an das heisere Krächzen von Rabenvögeln erinnern. Irgendwann taucht eine junge Frau auf, die Mutter vielleicht oder eine erwachsene Schwester. Mit ihrem grünen Sari wischt sie dem Mädchen das Gesicht sauber und setzt es in den Schatten der Säulen. Ich möchte der Frau etwas Geld geben. Aber ich getraue mich nicht. Ich habe Angst, zurückgewiesen zu werden – denn sie bittet ja um nichts. Ich gehe trotzdem auf sie zu und strecke ihr drei Hunderter hin. Sie nimmt sie, wortlos, führt sie kurz an die Stirn und huscht davon. Mit ihren Augen habe ich keinen Kontakt.

Laut Wikipedia ist die Kinderlähmung in Indien seit vier Jahren ausgerottet. Aber was weiss Wikipedia schon vom Ende der Welt und von seinen Wächtern.

